

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 102.

Berlin, Freitag den 25. August

1843.

England.

Eine alte Englische Ballade, aufgefunden von einem Deutschen.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Schottland und namentlich bei einem Ausfluge von einigen Wochen nach Perthshire hatte ich das Glück, die hier folgende Ballade im Munde des Volkes zum Reel singen zu hören. Die eigenthümliche Melodie und einige Worte, die ich verstand, fielen mir auf; ich ließ sie mir vorsagen, und zwar auf gutes Glück hin schrieb ich sie auf, denn ich erinnerte mich nicht, sie je in Sammlungen altenglischer Balladen gefunden zu haben. Seitdem habe ich nicht nur in Percy's Remains und Scott's Border Minstrelsy nach ihr vergebens gesucht, sondern auch mehreren Alterthumsfreunden in Edinburg und Glasgow mein Manuskript gezeigt, denen allen jedoch das Lied fremd war.

Ich gestehe, daß ich ein wenig stolz darauf bin, als Deutscher ein Lied aufgefunden zu haben, welches den englischen Sammlern entgangen ist, und ich eile, jetzt gleich nach meiner Zurückkunft es Ihnen nebst einer Deutschen Bearbeitung mitzutheilen, mit dem Anheimsstellen, es in Ihren Blättern zu publiziren.

Es thut mir leid, daß ich weder bei Dr. Archibald Graves, dem Pfarrer des Ortes, wo ich es zuerst hörte, noch bei sonst irgend Jemand eine Handschrift des Liedes erhalten konnte. Die Sache ist, sie hatten jene Abendlänge der Bauernschaften gar nicht beachtet, vielleicht, weil sie ihnen zu alltäglich waren.

Man nannte in Schottland das Lied: Elsinor-reel; den Grund, warum, konnte ich nicht ausfindig machen. Vielleicht nur, damit das Kind einen Namen habe. Die Sprache trägt wenig von dem Stempel der Schottischen Gegend, in der ich es gehört, und hat vielmehr das Gepräge eines hohen Alters. Ich gefalle mir in der Hypothese, sie sey vielleicht von Matrosen oder dergleichen Leuten dort hingebracht worden.

Elberfeld.

Otto von Wendstern.

Ballad of Elsinore.

T'was in that merry, merry time
When all the birdies sing o
And all the starries dimly shine
At night when the flowers dew drink o.

And all in that merry, merry time
Their hearts were full of woo o!
For he was to gang from their trysting place
For twenty long years and moe o!

And must it be and must thou go
Over the land and over the sea?
So far that thy home thou rememberest not
And to come back unto me!

Ladie I have no father's house
Ladie no home have I!
My father's hall is all aenat;
A wanderer am I.

Have ye no home, nor father's house?
The birdies have their nest
Then lo! my heart shall be thy home
Where ye may gang to rest.

Then lo! my heart shall be thy home
Thy hearth shall be my heart
Then rest thee — rest thee here my love
Never again to part!

O ladie ladie say not so
Though my heart belong to thee
Yet never — never never lady
Mayest thou my frere be.

Oh ladie ladie say not so
Thou canst me to stay
Till all my hope and all my bliss
With thee are past away!

Oh couldst thou ken how sorrowful
My heart is and how sore o
And how it trembles and how it fears
To see thee never more o.

Oh couldst thou ken how long how long
How long for thee I must weep o
When nightingale sings wofully
And the leaves in the greenwood sleep o.

Were nothing hid from thee hard man
Thou never wouldst forget me
An if thy love were so great as mine
Thou never couldst forget me!

An if thou sawest thee as I see thee
An if thou couldst but behold o
Thine een so sweet and heavenly
Such wordies thou hadst not told o.

An if I had a mirror love
A mirror from purest gold o
I'd hold it full before thy face
That thine een thou mightst behold o.

An if I had a mirror love
A mirror from crystal pure
I'd hold it full before thy face
To glass thy curly hair.

To glass thy cheeks so wondrous pale
Thine een so wondrous clear
And thy sweet lips so wondrous red
And thy wondrous jet-black hair.

To glass thy beantie all in all
But then thou couldst not see
Like to a love-sick nightingale
Thy voice's melody.

But I never shall forget thy lips my love
And I ever shall be thy slave o
Through all my life and after it
When I lie in the grave o.

When I lie in the grave my love
And thou dost gang lone and drearie
I' the woods my love, that time do think
Of the man that loved thee very.

When I lie in the grave my love
And thou on an other man's heart o
That time my love remember me
For I shall feel the smart o.

Das Lied von Helsingör, übersetzt von Otto von Wendstern.

Es war zur lustigsten Jahreszeit,
Wo singen die Nachtigallen,
Wo jeder Stern am trübsten scheint,
Von den Bäumen die Blüthen fallen.

Da hatten sie sich gesucht im Wald,
Gesucht und auch gefunden,
Gesucht und gefunden zum letzten Mal
Auf Jahre und Tage und Stunden.

„So mußt du denn s'ichn, so mußt du denn ziehn
Uebers Land und auch übers Meer,
So weit, daß die Heimat du gar verißt,
Dann kehst du wohl nimmer mehr.“

„D, Dame, ich habe kein Heimatlant,
Kein Heimatland habe ich;
Kein Stein liegt von meiner Väter Haus,
Ein Wanderer bin ich.“

„Und hast du keine Heimat mehr
Und keines Vaters Haus,
So soll meine Brust deine Heimat seyn,
Darin du ruhest aus.“

„So soll meine Brust deine Heimat seyn,
Darin mein Herz der Herd;
Dann ist dein Wandern und Schwestern auf,
Thu' von dir Ros und Schwerd.“

„D, Dame, Dame, sag' nicht so;
Ist ganz mein Herz auch dein,
So kann doch nun und nimmer nicht
Dein Herz mein eigen seyn.“

„D, Dame, Dame, sag' es nicht,
Sonst hält dein Wort mich fest,
Bis endlich Alles, Alles mich,
Bis du mich auch verläßt.“

„D, könntest du wissen, wie weh mir ist,
Wie so angst und auch so wehe!
D, wüßtest du, wie mir bluter das Herz
Und wie ich vor Bangen vergehe!“

„D, könntest du wissen, wie lang, wie lang,
Wie lang ich um dich werde weinen,

Wenn im Walde die Nachtigall leise schlägt
Und vom Himmel die Sterne scheinen."

"D, wüßtest du Alles und jedes zugleich,
Du wüdest mein nimmer vergessen;
Und wär' deine Liebe wie meine so groß,
Du wüdest mein nimmer vergessen!"

"...Dame, sähest du dich, wie ich dich seh,
Und könntest du dich nur schauen,
Ja, schauen in die Augen klar,
Du wüdest mir besser vertrauen."

"...D, häst' ich einen Spiegel lieb,
Einen Spiegel von Golde rein,
Ich hielt ihn dir vor's Angesicht,
Daß du sähest deiner Augen Schein!"

"...Und häst' ich einen Spiegel lieb,
Einen Spiegel von Krystall,
Ich hielt ihn dir vor's Angesicht,
Daß du sähest deine Lippen all."

"...Daß du sähest deine Wange wunderlich,
Deine Augen wunderklar,
Und deine Lippen wunderreth
Und dein wunderschwarzes Haar."

"...Daß du sähest deine Schönheit all und all,
Doch sähest du dann nicht zumal
Deine Stimme, lieb und wunderlich
Wie das Lied der Nachtigall."

"...Und deine Lippen und deinen Mund
Und all deine lieben Züge,
Die vergeßt' ich nie und nimmer nicht,
Wenn ich längst im Grabe liege."

"...Wenn ich längst im Grabe lieg', mein Lieb,
Dann wandelst du wohl alleine
Im Wald; mein Lieb, dann denk' an mich
Des Nachts beim Sternenschein."

"...Wenn ich längst im Grabe lieg', mein Lieb,
Und du an eines Andern Herzen —
O, Gott! mein Lieb, dann denk' an mich,
Denn noch im Grabe wird's mich schmerzen."

Guiana.

Robert H. Schomburgk's Entdeckungs-Reise im Britischen Guiana. (Fortsetzung.)

Die Barrau's stehen wegen ihrer Geschicklichkeit, Kanoe's aus einem einzigen Stamme zu verfertigen, unter den übrigen Indianer-Stämmen in einem gewissen Ruf. Früher verfertigten sie sowohl für die Kolonisten, als die Stämme der Küste alle Kanoe's und Coriats, die jedes aus Europa eingeführte Fahrzeug an Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit übertrafen. Die berühmten Spanischen Launches, die während des Revolutions-Krieges von Venezuela benutzt wurden, waren ebenfalls von den Barrau's verfertigt worden. Mehrere von diesen konnten eine Besatzung von 50—70 Personen aufnehmen.

Nachdem wir an den kleinen Zuflüssen, dem Aratish, Jabritin, Burropatu, Mariawaballi vorübergefahren, landeten wir am Abend des 25. Juni an dem Barrau-Dorfe Simuita, wo der Barima noch eine Breite von 51 Yards hatte.

Als wir am folgenden Morgen von neuem aufbrachen, begleitete uns eine Anzahl Indianer von Simuita, um an den Katarakten den wohlschmeckenden Maracotto oder Oribu zu schiessen, der zur Regenzeit nach den Fällen kommt, um zu laichen. So bildeten wir förmlich eine kleine Flottille, in welcher unser Kanoe das Leitschiff war. Um die Fische nach dem Ufer zu fördern, binden die Jäger den Samen der Carapa in ein Bündel, umschleichen sie mit Weidenruthen und werfen sie in das Wasser, von denen die Fische bald in großer Anzahl dahin gezogen werden, wobei die Indianer auf dem Schnabel des Kanoe's mit dem Speer bewaffnet ihrer warten. Ich habe den Jäger nie fehlwerfen sehen. Der Maracotto erreicht gewöhnlich eine Länge von 30 und einen Umfang von 26 Zoll und ist ohne Zweifel einer der wohlschmeckendsten Fische Guiana's.

Am Nachmittage des 27. Juni stießen wir auf den Katarakt von Mekore-ruffu, der den größeren Schiffen das erste Hinderniß in den Weg legt; da seine Tiefe bis hierher wenigstens 3 Faden beträgt, so eignet er sich ganz besonders für Dampfschiffe, was wegen seines gewundenen Laufes bei Segelschiffen nicht so der Fall seyn dürfte.

Nach der Aussage der hier lebenden Indianer waren wir die ersten Weißen, die bis hierher vorgebrungen; und da außerdem der Lauf des Barima so ganz von dem, wie er in unseren Karten verzeichnet ist, abwich, so entschloß ich mich, ihn noch so weit zu verfolgen, als es uns der Fluß selbst erlauben würde.

Die erste Reihe der Fälle hatten wir glücklich überstiegen und übernachteten in einigen Hütten, die die Baika's von Manari errichtet hatten, um dort eine neue Niederlassung zu gründen. Obgleich aber Monate vergangen seyn mochten, seitdem kein menschliches Wesen diese Hütten betreten, so fanden wir sie doch so voller Blöße und Chigoes, daß wir unser Nachtlager lieber im Regen unter freiem Himmel aufschlugen.

Am folgenden Morgen hatten wir eine ganze Reihe von Fällen zu übersteigen, von denen die Indianer den größten Uropocari nannten. Der Fluß behielt unverändert seine frühere Breite bei, war aber förmlich mit Felsen-

blöcken angefüllt. Bald darauf stießen wir auf geschichteten Quarz, wo zugleich zwei ungeheure Granitblöcke, die die Indianer Krauta nannten, wegen ihrer glatten, glänzenden Oberfläche und ihrer symmetrischen Form meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Nachdem wir im Laufe der folgenden Tage noch an mehreren ansehnlichen Zuflüssen des Barima vorübergekommen, unter denen ich nur den Banama und Mehokawaina nenne, wurde unserer ferneren Fahrt durch die Menge umgestürzter Bäume, die den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzten, ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg gelegt. Wir schlugen daher hier ein Lager auf, in welchem ich Herrn Glascott zurückließ, bewaffnete die Stärksten meiner Begleiter mit Aertien und Jagdmessern, und setzte meine Untersuchung des Flußbettes zu Fuß fort, wobei wir freilich jeden Schritt vorwärts durch das dichte Gebüsch und die zahlreichen Sümpfe mit der Art bahnen mußten. Oft wird von jetzt an das Bett des Barima von Granitdämmen durchsetzt, über die sich der Strom bei seiner ungeheuren Strömung mit betäubendem Geräusche hinwegwält.

Unter den zahlreichen Riesenbäumen der Umsäumung zog besonders die Tunkara meine Aufmerksamkeit auf sich, da ich fast keinen Stamm fand, der nicht 28—30' im Umfang gemessen hätte, wobei er sich vollkommen gerade und rund bis zu einer Höhe von 70—80' erhebt, bevor sich die ersten Aeste abzweigen. Das Holz ist weich und vollkommen weiß.

Der unaufhörliche Regen, der dichte Wald und die zahllosen Sümpfe machten unsere Reise gerade nicht zu der angenehmsten, bis wir am 1. Juli auf einen Zufluß des Barima stießen, den selbst die Indianer nicht kannten, da bisher noch keiner derselben so weit vorgebrungen war; ich nannte ihn daher Rocky-River, einen Namen, den er wegen der unzähligen Felsenblöcke, die sein Bett bedeckten, vollkommen verdiente.

Unser Proviant war jetzt völlig aufgezehrt, neuer nicht zu finden und wir daher genöthigt, umzukehren, weswegen wir auch unter dem heftigsten Gewitterregen nach unserem gestrigen Nachtlager zurückgingen. Der Fluß hatte immer noch eine Breite von 30', kam von NW. und wurde häufig von Granitwällen durchsetzt, wobei der Boden sich durchgehends höchst fruchtbar zeigte. Leider machte der fortdauernde Regen jede astronomische Beobachtung unmöglich.

Unsere Abreise von Manari wurde auch hier wieder durch ein bedenkliches Unwohlseyn des ersten Steuerannes länger aufgehalten, als es mir wünschenswerth seyn konnte. Ich entschloß mich daher, vorzüglich, da nach aller Aussage unsere Reise eine Menge Schwierigkeiten in ihrem Geleite haben würde, Herrn Glascott mit dem Steuerann und meinen Chronometern, die bisher nur wenig abgewichen zu seyn schienen, nach Georgetown zu Wasser zurückzuschicken, um diese dort mit anderen zu vergleichen, und nur die kräftigsten unter meinen Begleitern zurückzubehalten, um mit diesen nach dem Cuyuni vorzubringen. Nach den Beobachtungen, die ich zu machen im Stande war, liegt das Dorf Manari 7° 33' 34" Norderbreite und 60° 0' 36" Westlänge, oder 109 Meilen W. von Georgetown.

Die meteorologischen Beobachtungen ergaben folgendes Resultat. Barometer: höchster Stand 30,176", niedrigster 30,018", Mittel von 37 Beobachtungen 30,092". Freies Thermometer: höchster Stand: 88° 8', niedrigster 71° 5', Mittel von 37 Beobachtungen 78° 5' Fahrh.

Um unsere Sachen zu tragen, begleiteten uns mehrere Barrau's und Baika's von Manari aus bis zum Barama, den wir 4 Tagereisen aufwärts zu fahren hatten, um den Pfad zu erreichen, der nach dem Cuyuni führt.

Da den Indianer die Erfahrung gelehrt, daß er kaum mit seiner Bürde durch das dichte Gebüsch kommen würde, wenn er diese, wie die Neger, auf dem Kopfe tragen wollte, so trägt er sie in einer Art Korb auf dem Rücken, jedoch nie mehr als 24 Pfund. Nachdem uns Herr Glascott mit den Kranken verlassen, brachen wir am 8. Juli auf und setzten unseren Weg durch den dichten Wald fort, in dem wir jedoch nur wenig Unterholz fanden. Der Siruaballi, oft 70' hoch, bevor sich Aeste abzweigten, und Cedern waren die hauptsächlichsten Bäume desselben. Unter anderen Bäumen fand ich hier auch den Sya-hya ziemlich zahlreich, der, sobald ein Einschnitt in die Rinde gemacht wird, eine milchige Flüssigkeit ausschwißt, die so ziemlich die Stelle der Kuhmilch vertreten kann. Der Indianer, dem es ganz unbegreiflich erscheint, wie man Milch trinken kann, nachdem man der Mutterbrust entwöhnt ist, benutzt daher auch diesen Saft nicht; nur die jüngeren lassen ihn verdunsten und bereiten sich Caoutchoucballen daraus.

Der Pfad führte uns anfänglich über Hügel von 50—60' Höhe, deren dazwischenliegende Thäler durchgehends Sümpfe bildeten, in denen wir gewöhnlich bis an den Gürtel versanken, bis wir eine kleine Niederlassung der Baika's erreichten. Leider fand ich hier, daß mein Höhenbarometer bedeutend durch die Reise gelitten hatte und nicht mehr zu gebrauchen war. Am anderen Tage trafen wir abermals auf eine Niederlassung der Baika's, wo mich die Größe des Pflanzens und des Indianischen Korns wahrhaft in Erstaunen setzte. Viele der Kolben des letzteren maßen 12—13", während ich sie an der Küste nie über 3" gesehen. Der Boden besteht aus einer reichen, schwarzen Dammerde von der höchsten Ertragsfähigkeit, mit weißem Sand vermischt. Um die Wichtigkeit eines vermehrten Maisbaues deutlich herauszustellen, brauche ich nur anzuführen, daß sich die Einfuhr von Cerealien in Kärnten nach den Westindischen Kolonien im Jahre 1836 auf 126,680 Scheffel, die des Mehles auf 36,168 Tonnen belief, wofür eine Summe von 61,341 Pfd. Sterling bezahlt wurde.

Die Nettigkeit und freundliche Anordnung der ganzen Felder um das Dorf zeigten deutlich, daß hier ein Mann vorstand, der sich vortheilhaft vor allen seinen Stammverwandten auszeichnete. Wege führten zwischen den einzelnen Stücken hin; die Jams waren an Pfähle gebunden, Limonen und

Orangen, die man außerdem nur so selten unter den Indianern findet, erhöhten meine schon an und für sich günstige Meinung von den Bewohnern nur noch mehr; leider aber fanden wir nur einen einzigen Mann und mehrere Weiber zuhause, die übrigen waren mit ihrem Häuptling nach dem Pomeroon gegangen, um dort einige Zeit als Holzfäller zu arbeiten und sich für den gewonnenen Verdienst solche Gegenstände einzukaufen, die ihnen wünschenswert schienen, wozu besonders Ackergeräte, Pulver und Blei gehörten.

Nachdem wir Paripu verlassen, erreichten wir am Nachmittag eine andere große Niederlassung, wenigstens an Zahl von Hütten. Doch auch hier fanden wir nur Weiber, da die Männer ebenfalls nach dem Pomeroon gegangen waren. Als ich durch das Dorf ging, zog am Ende desselben ein Haus, das unbewohnt schien, meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. In der Mitte desselben erhoben sich zwei Hügel, wovon der eine mit einem großen irdenen Gefäß bedeckt war. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß hier ein Vater mit seinem Sohne begraben liege, — die Opfer der Rache eines Päämannes oder Zauberers. Wann wird auch für diese Armen die Zeit kommen, daß solche Szenen durch das Christenthum verschont werden?

Nachdem wir das Dorf verlassen, mußten wir weiter als eine Meile durch Wasser baden, das uns bis an den Nacken reichte, da der Parapimai übergetreten war, wie zugleich der Regen in wahren Strömen herabstürzte; wir freuten uns daher alle, als wir gegen Abend an der Cariben-Niederlassung Cariaku ankamen, die an dem Ufer des Barama liegt, der hier ungefähr 60 Yards breit war. Etwa 40 Meilen abwärts verbindet er sich mit dem Waimi; seine Ufer werden von Waika's, Cariben, Barran's und einigen Arawak's bewohnt, die zusammen eine Bevölkerung von 500 Indianern ausmachen mögen. Auch hier waren die Männer nach dem Pomeroon gegangen.

Da mir mehrere meiner bisherigen Begleiter nicht weiter folgen wollten, so mußte ich die dadurch entstandene Lücke durch Cariben und Waika's aus der Nachbarschaft ergänzen. Leider fanden wir hier keine Kanoes, und wir waren genöthigt, uns mit Vorkähnen oder Concha's zu begnügen, die aus der bloßen Rinde bestimmter Bäume gemacht werden, gewöhnlich 25—30' lang sind, nie aber mehr als 3" Bord haben, sobald sie beladen sind. Da sie bei ihrer einfachen Construction zugleich ungemein leicht sind, so können sie bei jeder Gelegenheit, wo der Fluß das Fahren verbietet, auf dem Kopf über Land getragen werden; so sind sie auch die einzigen Fahrzeuge, mit denen der Indianer die oberen Theile der Flüsse befährt. So leicht aber ihr Transport ist, eben so gefährlich ist die Fahrt in denselben, da sie jede falsche Bewegung mit dem Ruder umkehrt und sinken läßt. Doch wir konnten kein anderes Kanoë finden und mußten freilich sowohl unsere Person als unser Gepäck diesen gebrechlichen Schalen anvertrauen.

Am 11. Juli brachen wir von Cariaku auf. Der Barama hat in jeder Hinsicht viel Ähnlichkeit mit dem oberen Barima. Die ersten Felsen im Bette des Flusses trafen wir oberhalb der Mündung des kleinen Zuflusses Abocotté. Während der Regenzeit, wo das Bett des Flusses voll ist, entstehen eine Menge Nebenkanäle, die sich nach einiger Zeit wieder mit dem Hauptstrom vereinigen, auf denen man die Fahrt bedeutend abkürzen kann. Am Nachmittag des 13ten Juli fuhren wir an einigen Hügeln vorüber, stießen bald darauf auf die ersten Stromschnellen, die durch einige Granitwälle hervorgerufen wurden, und erreichten das Waika-Dorf Cabui, das die letzte Niederlassung unterhalb des großen Falles seyn sollte. Die Fruchtbarkeit der Vegetation war hier wahrhaft Staunen erregend. Nach allen Seiten wurde das Dorf von Cassadafeldern umgeben, denen sich andere mit Jams, süßen Pataten, Pisang und Bananen anreichten; eben so wurde hier auch die Paripipalme und der sogenannte Melonenbaum, dessen Früchte ganz einer Melone gleichen und oft einen Umfang von 28" hatten, gezogen. Zuckerrohr, Mahagoni und Baumwollensträucher waren unmittelbar um die Hütten gepflanzt. Eben so reich wie die Vegetation zeigte sich auch die Fauna, denn ganze Herden wilden Geflügels, Papageien mit jeglichem Gefieder, Sonnenvögel und andere, gezähmt, umkreiften als Hausthiere die Hütten und lebten friedlich mit und unter einander.

Nach meinen Beobachtungen liegt das Dorf unter 7° 19' Norderbreite. Während der Nacht, wo Alles um uns her ruhig war, konnten wir deutlich das Getöse und Gebrause des großen Falles Dowocaima, der etwa zwei Meilen vom Dorfe entfernt ist, hören. Nachdem ich hier noch drei Indianer gemietet, um uns nach dem Cuyuni zu begleiten, brachen wir am nächsten Morgen früh auf, und näherten uns nach einigen unbedeutenden Stromschnellen dem großen Fall, wo wir in der Nähe der Insel Waparama unsere Boote ausladen und mehr als zwei Meilen über Land tragen mußten. Diese Katarakten übertreffen die großen Fälle des Demerara, mit dem sie ihrer Struktur nach sonst ziemlich übereinstimmen, um Vieles an imposanter Großartigkeit. Der ganze Fall des Barama beträgt etwa 120 Fuß auf einer Strecke von zwei Meilen. Die großartigste Scene bieten aber ohne Zweifel die drei obersten Fälle dar, an denen der Fluß bis auf 80 Fuß eingezwängt wird, und nun mit betäubendem Getöse in drei Abfällen eine perpendicularäre Höhe von 35—40' herabstürzt. Dieser Theil führt auch den Namen Dowocaima; da der Fluß in Folge der Regenzeit zugleich zum Ueberfließen angefüllt war, so muß ich gestehen, fast nie etwas Imposanteres gesehen zu haben. Die Ufer waren mit Urwaldungen umsäumt, deren wechselnde Belaubung die verschiedensten Farbenabstufungen darbot, unter denen besonders das helle Roth der jungen Mora scharf hervorstach. Lianen hingen wie feenhafte Jastons, oft 60' von den hohen Zweigen bis zum Wasserwirbel herab, während tausend andere Schlingpflanzen so dicht die tropischen Riesen und ihre Zweige umschlangen, daß man in ihnen alte, riesige Säulen von Epheu umrankt, vor sich zu sehen glaubte, wobei sich zugleich weiße Guirlanden mit abwechselnd purpurrothen und gelben Blütenbüscheln von Baum zu Baum schlängeln, und das reizende und

großartige Bild dieser Landschaft, dem das Getöse des entfesselten Elements ein eigenthümliches Leben verlieh, nur noch mehr erhöhte.

Die Wälle, welche die Fälle hervorrufen, bestehen aus Gneis, dessen Schichtung von S. 33° W. verläuft. Alle Schifffahrt hat natürlich hier ein Ende, und sollte später eine dichtere Bevölkerung diese Gegend beleben, so könnte ein solches Hinderniß der gegenseitigen Communication nur durch Kanäle oder Eisenbahnen aufgehoben werden; da wir aber weder die einen noch die anderen vorfanden, so nahmen meine Indianer ihre leichten Vorkähne auf den Kopf und trugen sie bis dahin, wo der Fluß wieder ein ruhiges Aeußere gewonnen hatte.

Am nächsten Tage passirten wir die Stromschnelle von Masswinidui und einige andere von geringerer Bedeutung, und schlugen unser Lager am Abend am Fuße des Falles von Anama auf, von dem sich der Pfad nach dem Cuyuni abzweigt. Der Fluß Anama verbindet sich unmittelbar unterhalb des Falles mit dem Barama. Von hier aus findet man nur noch eine einzige Niederlassung der Cariben; weiter aufwärts ist er nicht mehr bewohnt. Seine Quelle soll er unter denselben Breiten parallel mit dem Barima und Amacura haben, und zwar in den ausgebreiteten Savannen nördlich von dem Itupé-Gebirge.

Am 16. Juli traten wir von neuem unsere Landreise an, überschritten mehrerer Hügel von 100—150' Höhe und folgten dann einem Thale, durch welches der Anama dem Barama zufließt, bis wir um Mittag ein Indianer-Dorf antrafen. Obschon wir die Acker in der besten Ordnung fanden, sahen wir uns doch vergeblich nach den Bewohnern um. Wir setzten daher nach kurzer Rast unseren Weg längs dem Anama fort, und erreichten nach einem sechsständigen Marsch eine andere Niederlassung der Cariben, mit Namen Annuma, die nach einer astronomischen Beobachtung, während der Nacht, unter 7° 9' Norderbreite lag. Auf den Hügelrücken, die wir während des Tages überschritten, und die sich fast durchgehends von N. bei W. gegen S. bei D. erstreckten, bemerkte ich mehrere Reihen Granitblöcke, deren Richtung durchgehends NW. bei W. verlief. Die Mora war, je mehr wir uns von dem Barama entfernten, auch um so seltener geworden, und wurde durch andere Bäume ersetzt.

Auch am 17. Juli setzten wir unsere Reise gegen WSW. fort, durchkreuzten am Vormittag den Anama, und nachdem wir einen kleinen Hügelzug überschritten, der S. bei W. verlief, trafen wir bald darauf auf den westlichen Arm des Acarabisi. Damit hatten wir den höchsten Punkt zwischen dem Cuyuni und Barama erreicht, und betraten nun ein neues Stromsystem, dessen Becken nicht mehr nach W., dem Waini und Barama, sondern nach S. dem Cuyuni und Essequibo zufließen.

Von diesem Hügelzug fällt der Boden sanft zu den Ufern des Cuyuni ab; nach meinen Messungen erhebt sich diese Firne, die die Wasserscheide beider Stromsysteme bildet, zu einer Höhe von 520' über dem Meere. Höhen, die aber kaum den Namen von Bergen verdienen, beginnen erst wieder 20 Meilen weiter westlich. Der Anama und Acarabisi werden nur durch einige Hügel von 60—100' Höhe von einander geschieden. Da die Portage zwischen beiden Flüssen kaum mehr als zwei Meilen beträgt, so können sie eine der bequemsten Verbindungsstraßen zwischen der Pomeroon- und Morocco-Küste mit dem obern Cuyuni bilden.

Am Abend erreichten wir eine Cariben-Niederlassung von 6 Hütten mit 70 Bewohnern. Das Dorf lag 310' über dem Meere. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Erklärung einiger Französischen Sprüchwörter und Redensarten.

(Nach dem Journal gramm. littér. et philos. de la langue française, bearbeitet von Dr. Adolph Fuchs.)

Un chien regarde bien un évêque.

(Deutsch: Sieht doch die Kage den Kaiser an.)

Dieser sprüchwörtliche Trost, den man einem Prunkenden giebt, wenn er sich ärgert, daß die Augen Anderer zu lange auf ihn gerichtet sind, will etwa sagen: Was ereiferst Du Dich, wenn man Dich ansieht, da es kein Mittel und keinen Grund giebt, es verhindern zu können? Ein Bischof, eine verehrungswürdigere Person als Du, muß es sich gefallen lassen, von einem Hunde angesehen zu werden, obgleich dieser ihm eine gräßliche Bestie ist. Dies ist der wahre Sinn der Redensart, die nicht mehr auffallend erscheinen wird, wenn man bedenkt, daß es den Bischöfen untersagt war, sich Hunde zu halten. Dieses Verbot wurde auf der zweiten zu Racon abgehaltenen Kirchen-Versammlung den 23. Oktober des Jahres 585 gegeben, und hatte den Zweck, die Gläubigen, welche die Gastfreundschaft der Bischöfe in Anspruch nahmen, gegen Hundebisse zu schützen.

S'amuser à la moutarde

beißt: seine Zeit mit Kleinigkeiten verbringen, während wichtigere Sachen aufgeschoben werden.

Diese Redensart ist nichts als ein schlechtes Wortspiel, in welchem moutarde (lange zögert) in moutardo zusammengezogen ist.

Man erzählt, daß ein Prediger, der eine Betete gemacht, zu Anfang seiner Rede drei Mal moutarde (Mostsch, Senf) rufen zu wollen, nach den beiden ersten Malen eine Pause eintreten ließ und beim dritten Mal mit starker, drohender Stimme gerufen habe: moutt tarde le pêcheur à faire pénitence! (Lange säumt der Sünder, Buße zu thun!)

*) S. Nr. 76 u. Nr. 78 des Magazins.

Pendants d'oreilles.
(Ohrgehänge.)

Henri Etienne lehrt uns in seinem Werk, betitelt: Deux dialogues du language françois italianisé et autrement déguisé, daß man mit pendants d'oreilles früher jene traurigen Geister bezeichnet habe, die beständig an den Ohren der Großen und Hochstehenden hingen. Dieser Spott-Titel, dessen Anwendung für alle Zeiten und Orte sich eignet, verdient, beibehalten zu werden. Es möchte schwerlich ein Wort geben, das die Sache besser bezeichnet.

Avoir de la corde de pendu.
Vom Seil eines Gehängten etwas besitzen.

Will sagen: beständiges, unveränderliches Glück (besonders im Spiel) haben. Schon im Alterthum schrieb man den Gehängten übernatürliche Kräfte zu. Der Naturforscher Plinius berichtet (lib. 28 Cap. 4), daß das Volk zu Rom fest glaubte, das Haar der Gehängten sey ein ausgezeichnetes Mittel gegen das Besesseltieber, und das um ihren Hals geschlungene Seil erweise sich höchst wirksam gegen Kopfschmerz, da es die Schmerzen augenblicklich stille, sobald man die Schläfen damit reibe. Die alten Bewohner Frankreichs bildeten sich ein, es genüge, einen kleinen Theil solchen Seils in der Tasche zu tragen, um beständig von Zahnweh befreit zu bleiben, nebenher auch wohl, die Würfe des Schicksals beim Spiel zu ihren Gunsten zu lenken, welches Letztere besonders zu obiger Redensart Anlaß gab und derselben Verbreitung verschaffte. Und noch heute ist der gemeine Mann Frankreichs nicht weit über jenes Vorurtheil hinweg. Trägt der Spieler nicht mehr vom Seil eines Gehängten seinen Theil in der Tasche, so geschieht es bloß deshalb nicht, weil das Hängen jetzt nicht mehr üblich ist; aber man nimmt zu anderen Amuletten seine Zuflucht. Der Bauer, der den Jahrmarkt, oder irgend ein anderes Landfest besucht, trägt wohl vorher Sorge, sich die Feder eines Zaunkönigs einzusafeln, und ist fest überzeugt, daß diese Feder ein unverbrüchliches Pfand des Glücks ist. Denn der Zaunkönig ist bei ihm ein Gott geweihter Vogel; er wohnte der Geburt des Jesuskinds bei, machte sein Nest an dem Rande der Krippe, und erscheint deshalb alle Neujahr auf den Bescheertischen der Kinder, um jene interessante Sage in Erinnerung zu halten.

Donner une perruque à quelqu'un
Jemanden eine Perrücke geben

heißt, ihm einen Beweis geben, eine Strafe auferlegen.

Diese burleske, familiäre Redensart verdankt ihr Entstehen einem Benediktiner- oder irgend einem anderen Mönchskloster, dessen Gelehrte die Insassen desselben verpflichtete, sich, als Leibeigene Gottes, der Tonsur zu unterwerfen. Schickten jene heiligen Männer einen, als zur Ablegung des Gelübdes unwürdig befundenen Novizen zurück, so händigten sie demselben zur Bedeckung der Tonsurstelle eine Perrücke ein, damit er ohne Aufsehen wieder in der Welt zu erscheinen vermöchte, wobei man gewöhnlich Gelegenheit nahm, den übrigen Novizen das Beispiel als ein warnendes vorzuhalten, indem man sie darauf aufmerksam machte, sich in Acht zu nehmen, de se faire donner une perruque; woher die Anwendung des Worts in figürlichem Sinne als Strafe.

Mettre les clefs sur la fosse.
Auf die Erbschaft verzichten.

Diese Redensart bezeichnete die Sache früher im eigentlichen Sinne. Man legte als äußere Zeichen der Verzichtleistung auf eine Erbschaft die Schlüssel, als Symbol des Eigentums, auf das Grab des Erblassers. Die Französische Geschichte berichtet, daß nach dem Tode Philipp's I., Herzogs von Burgund, seine Witwe sich großmüthig diesem Gebrauch unterzogen habe.

Mannigfaltiges.

— Ein Französischer Kritiker über Ranke. Das neueste Heft der Revue indépendante enthält einen Aufsatz von Pascal Duprat über Professor Ranke, und beginnt hiermit eine Reihe von Abhandlungen über die Deutschen Historiker überhaupt. Nur in Deutschland, Frankreich und England, heißt es in der Einleitung, hat sich die Geschichtschreibung wissenschaftlich ausgebildet, und man muß den Deutschen zugestehen, daß sie bei ihnen bisher die höchste Stufe erreicht hat. Doch die Deutschen Geschichtswerke sind in Frankreich weniger bekannt als die Deutsche Philosophie, obwohl diese dem Französischen Geiste weit ferner liegt. Mit Ranke nun, fährt der Verfasser fort, beginnen wir eine Charakteristik der Deutschen Historiker deshalb am besten, weil die Einfachheit und Klarheit seiner Darstellung, der gesunde Takt seiner Beobachtungen und überhaupt die Kraft und Entschiedenheit seines Geistes ihn den Franzosen näher rückt, als ihnen die Deutschen sonst in der Regel stehen. Auch ist Ranke's Geschichte der Päpste längst (von Haiber) ins Französische übersetzt, und obgleich die Uebersetzung sehr viel zu wünschen läßt, genießt das ausgezeichnete Werk doch auch in dieser Verkleidung in Frankreich allgemeine Anerkennung. Hierauf werden die Schriften Ranke's ausführlich besprochen und hoch gepriesen; doch giebt der Verfasser mehr eine Exposition ihres Inhalts als eine Kritik, nur bei der Geschichte der Päpste bemerkt er, daß Ranke, in Bezug auf Spanien und die Türkei, nicht gründlich genug sey;

am Schluß aber, wie er von Ranke's philosophischem, religiösem und politischem Glaubensbekenntniß handelt, gelangt er zu dem überraschenden Resultate, daß Ranke hierin das Centrum des Deutschen geistigen Lebens, Berlin, seinen Wohnort, repräsentire. In Berlin, heißt es, herrsche noch immer die Hegelsche Philosophie; zwar habe Schelling den Versuch gemacht, dieselbe zu unterdrücken, doch man sehe diesen Versuch gegenwärtig in Deutschland allgemein als mißlungen an. In Betreff der Religion sey Berlin ausschließlich protestantisch; Preußen vergesse nie, daß es mit der Reformation eigentlich erst zu existiren angefangen; zwar habe es in neueren Zeiten daran gedacht, den Protestantismus und Katholizismus zu vereinigen, allein dies thue es nur seines politischen Prinzips wegen. Dieses nämlich habe den Zweck, daß sich wieder ein einziges Deutschland bilde, und daß Preußen an die Spitze desselben trete. In folgender Art nun soll dieser dreifache Charakter des Preussischen Staates durch Ranke vertreten werden: Ein Hegelianer sey Ranke zwar nicht, doch auch kein Schellingianer; seine Verwandtschaft mit dem Hegelschen Geiste aber beweise er dadurch, daß er stets, auf die drei Stufen, welche jede Idee nach Hegel's Logik durchläuft, hindeutend, hervorhebe, wie jedes Prinzip ein entgegengesetztes Prinzip erzeuge und sich dann zur Vermittelung mit demselben hinneige oder sich mit ihm vollständig identifizire; in religiöser Hinsicht aber sey Ranke ein entschiedener Bewunderer des protestantischen Prinzips, und in Betreff der Politik lasse er in seiner Deutschen Geschichte und anderwärts seinen Traum von einem einzigen Deutschland oft durchblicken; auch schreibe er in die „allgemeine Preussische Zeitung“. Wir fürchten, daß durch Besprechungen dieser Art die Deutsche Geschichtschreibung in Frankreich noch nicht allzu heimlich werden wird.

— Galilei über die Trabanten des Jupiter. Vor einigen Jahren beschloß der Großherzog von Toskana, eine Gesamtausgabe der Schriften Galilei's zu veranstalten. Es wurde eine Kommission von Gelehrten ernannt, welche den Nachlaß des berühmten Opfers kirchlicher Verfolgung nochmals durchforschen sollte, und hierbei hat Herr Eugenio Alberi, der an der Spitze der Kommission steht, die wichtige Entdeckung gemacht, daß einer der bedeutendsten Theile von Galilei's Arbeiten, den man beinahe zweihundert Jahre lang verloren glaubte, sich noch erhalten hat. Derselbe betrifft die Trabanten des Jupiter, und Alberi erzählt die Geschichte dieses Manuskripts in einem Briefe vom 12. Mai d. J. an den Vater Inghirami, Professor der höheren Mathematik und der Astronomie zu Florenz, folgendermaßen: Im Jahre 1609 erfand Galilei das Teleskop und am 7. Januar 1610 entdeckte er in seinem Observatorium zu Padua die Trabanten des Jupiter, welche er die Sterne der Mediceer nannte. Er setzte die Beobachtungen derselben mit größtem Eifer fort, bis er 1637 gänzlich erblindete. Jetzt übertrug er seinem alten Schüler, dem Genueser Mönche Vincenz Renieri, sein begonnenes Werk. Dieser führte es zunächst unter Leitung des Meisters, und als dieser am 7. Januar 1642 starb, allein weiter; er hatte sämtliche Papiere Galilei's geerbt und die Ergebnisse, zu denen die vieljährigen Beobachtungen der Jupiter-Trabanten geführt hatten, in Tabellen und den dazu gehörigen Erläuterungen niedergelegt. Dieses Werk war so gut wie druckfertig, als Renieri schon 1648 seinem Meister folgte; man suchte in seinem Nachlasse vergeblich nach Galilei's Arbeiten über die Sterne der Mediceer; so mußte man dieselben für verloren halten, und man hatte Verdacht, daß sie auf Befehl der Inquisition entwendet und vernichtet seyen. Zwar theilte Nelli in seinem Leben Galilei's einen Brief von dem Sohne des Keffen Galilei's mit, in welchem angedeutet wird, daß Joseph Augustin, Ritter von Pisa, der bei Renieri's Tode zugegen war, einen Theil von dessen nachgelassenen Schriften in Händen habe; allein diese Andeutung ließ man unbeachtet, und so blieb es unseren Tagen aufbewahrt, diese interessante Reliquie wiederzufinden; und zwar ist dies ohne Zweifel dasselbe Manuskript, welches Joseph Augustin besessen hat; denn die Bücher desselben wurden von Pisa in die palatinische Bibliothek gebracht, und dort hat man das Manuskript entdeckt.

— George Selwyn. Der aus Horace Walpole's Briefen bekannte Bißling George Selwyn, dessen Memoiren vor kurzem in London erschienen sind^{*)}, besaß einen in mancher Hinsicht höchst originellen Charakter. Mit dem lebhaftesten Hange zu geselligen Vergnügungen, der vollkommensten Weltkenntniß und einer unerschütterlichen Gutmüthigkeit verband er eine krankhafte Gemüths-Stimmung, die ihn in dem Anblick menschlicher Leiden einen Genuß finden ließ. Vorzüglichen Antheil nahm er an Hinrichtungen; er pflegte keine Scene dieser Art zu versäumen, und alle Details des Verbrechens, die Privatgeschichte des Verurtheilten, sein Benehmen auf dem Schaffot und seine Gefühle im Augenblick des Todes erregten in Selwyn das tiefste und unerklärbarste Interesse. Die schrecklichsten, auf Selbstmord und Todtschlag bezüglichen Einzelheiten, die Untersuchung einer verkrüppelten Leiche, der Anblick sogar eines im Sarge liegenden Bekannten schien ihm ein unheimliches Vergnügen zu gewähren. Als Lord Holland im Sterben lag, meldete man ihm, daß Selwyn, mit dem er lange Jahre hindurch in vertrauter Freundschaft gelebt, sich nach seinem Befinden erkundigt habe. „Wenn Herr Selwyn wieder vor spricht“, erwiderte er, „so lassen Sie ihn herauskommen; wenn ich noch lebe, werde ich erfreut seyn, ihn zu sehen — wenn ich todt bin, wird es ihm Freude machen, mich zu sehen.“

^{*)} George Selwyn and his Contemporaries. By J. H. Jesse. London 1843. 2 vols